

Ein Realist mit Phantasie: Erinnerungen an Michael Th. Greven

Schäfer, Rieke; Selk, Veith

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schäfer, R., & Selk, V. (2012). Ein Realist mit Phantasie: Erinnerungen an Michael Th. Greven. *ZPTh - Zeitschrift für Politische Theorie*, 3(2), 241-245. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-61902-1>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Ein Realist mit Phantasie.

Erinnerungen an Michael Th. Greven

*Rieke Schäfer, Veith Selk**

Vor einiger Zeit war es an der Universität Hamburg noch üblich, dass sich die Professoren¹ zu Beginn des Semesters den neuen Studierenden persönlich vorstellten, um ihnen die Wahl des zweisemestrigen Einführungskurses in die Politikwissenschaft zu erleichtern. Nachdem die Erstsemester andächtig der Erörterung von Forschungsschwerpunkten und Lehrprinzipien, der Aufzählung von Büchern und Aufsätzen und den bevorzugten Verständnissen von Politikwissenschaft lauschten, kam Greven an die Reihe. Erster Satz: „Der Großteil von Ihnen weiß nicht, wofür er sich hier entschieden hat.“ Stille. Nachdenken. In vielen Köpfen keimte die Erkenntnis: Der hat Recht! Warum eigentlich Politikwissenschaft? Provokation als didaktisches Prinzip. In seinem Einführungskurs saßen dann doch einige. Und die, die nicht kamen, arbeiteten auf ihre Weise daran mit, dass Greven unter Studierenden als Einer galt, den man sich zutrauen musste.

Tatsächlich gab es gute Gründe, sich für denjenigen zu entscheiden, der einem die Kontingenz von Entscheidungen so nüchtern vor Augen führen wollte. Nicht, weil er die verführerische Sprache des Unheilverkünders sprach oder die Kontingenzdiagnose mit den Zauberworten so mancher Modetheorie zum Demokratieversprechen färbte. Nicht, weil er eine wissenschaftliche Lösung des Problems in Aussicht gestellt hätte. Er habe niemals besonders systematisch gedacht, sagte er von sich selbst, und keinen verklärenden ‚Glauben‘ an die Wissenschaft gehabt. Die Haltung, die Greven als Denker, Hochschullehrer und Freund verkörperte, war die einer kompromisslosen Ernsthaftigkeit.

In seinen Seminaren war das Halten eines Referats meist obligatorisch. Dies führte aber nicht zu den heute so verbreiteten, ermüdenden Inhaltsangaben der von den Dozenten vorgegebenen Seminarliteratur, sondern mündete nicht selten in ambitionierte Vorträge. Dies gelang, weil Greven den Studierenden eben nicht den Weg des geringsten Widerstandes wies, sondern sie auf ihre letztlich nur eigenständig zu realisierende Bildungschance aufmerksam machte, ja, sie forderte.

* Rieke Schäfer, Universität Hamburg, Kontakt: rieke-schaefer@online.de
Veith Selk M.A., Universität Hamburg, Kontakt: veithselk@yahoo.de

1 Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird das generische Maskulinum stellvertretend verwendet für die weibliche und männliche Form.

Er stellte ein Thema und eine Problematik an den Anfang seiner Seminare, aber keinen Seminarplan – der wurde in den ersten Sitzungen gemeinsam erstellt. Natürlich unterbrach diese Praxis die Routinen des Studienalltags. Doch wie groß die Ratlosigkeit der Studierenden auch war – Grevens Geduld war größer.

Er brachte zu den Sitzungen Bücher aus seiner Bibliothek mit, wob spontan Anekdoten, Ideen, Einfälle, Beobachtungen, historische Zusammenhänge ein und stellte provozierende Thesen auf, die er eloquent mit den jeweiligen Themen des Seminars verknüpfte. Das hatte eine enorme Strahlkraft. Greven spornte an, weckte Lust. Er war eine Autorität, ohne autoritär zu sein. Kamen Zweifel auf, ob im Angesicht seiner Wissensfülle nicht besser die Flinte ins Korn zu werfen sei, erinnerte er daran: „Vergessen Sie nicht: Ich bin im sechzigsten Semester.“

Wirklich ein Ereignis waren seine Vorlesungen. „Meine Damen und Herren, meine Lieben“ – es blieb jedem selbst überlassen, die beiden Kategorien dieser Anrede unter den Studierenden und den älteren Damen und Herren aufzuteilen, die über Jahre am Mittwoch um zwölf auf den Campus kamen und solcherart begrüßt wurden.

Es zählt zu den Gemeinheiten der gegenwärtigen Studienstruktur, dass der Teil dieser Vorlesungen, der nicht mit Leistungspunkten bewertet wurde, in den letzten Jahren aus dem Aufmerksamkeitshorizont vieler Studierender herausfiel. Ein Stück selbst verschuldeter Unmündigkeit. Und, wie gesagt, sie waren ein Ereignis. So etwa: „Politisches Denken in Deutschland“, über drei Semester entwickelt, frei gesprochen. Es gab keine Folien, kein Skript, kein Drehbuch. Nur zu Beginn auf die Folie des Projektors geschriebene Titel von Büchern eines Autors, denen Greven in der jeweiligen Vorlesung seine Stimme leihen würde. Das war ein ganz eigentümlicher Tauschvorgang, den die Zuhörenden dann verfolgen konnten. Der einfühlsame Hermeneutiker Greven sprach einerseits aus den Texten heraus, sezierte sie andererseits aus der Position des wirklichkeitswissenschaftlichen Beobachters. So wurde er gleichzeitig den Texten und seinem Publikum gerecht. Ob die behandelten Texte neu waren oder vertraut: Grevens Vorlesung würde immer diesen Moment der Einsicht bereithalten. Und das gilt, so belegen Experimente, selbst für die dritte oder vierte Vorlesung zum selben Autor – denn, da frei gesprochen, glich keine der anderen: „Denken ohne Geländer“. Diese Formulierung von Hannah Arendt zitierte er gern.

In der gleichen Weise hielt Greven die in den neuen Bachelor-Studiengängen verpflichtend vorgesehenen Einführungsvorlesungen, die mit einer Klausur abgeschlossen wurden. Ängstliche Nachfragen kamen auf. Kein Skript? Keine Folien? Darauf Greven: „Es gilt das gesprochene Wort.“ In einer ‚postmodernen‘ Zeit, in der zwar alle unablässig kommunizieren, das Wort aber kaum noch Bestand hat, war seine Art zu sprechen unzeitgemäß, dafür umso eindrucksvoller.

War er in seinem Büro, so stand die Tür meist einen Spalt offen. Die, die sich zu den ‚Lieben‘ zählten, die, die Fragen hatten oder Antworten, konnten dann stets eintreten. Das ist auch symbolisch zu nehmen. Die Tür war auf, doch man musste eben selbst hindurchgehen. Aus der Kontingenz erwuchs für ihn nicht nur der Zwang zur Entscheidung, sondern auch die Verantwortung des eigenen Entscheidens. Diese Verantwortung wollte er niemandem abnehmen, ein werbendes oder anpreisendes Verhalten lag ihm fern. Insofern war in den Seminaren der im Modus des Konsumenten agierende Student sein natürlicher Feind.

Und doch wurde der, der diesen Namen zurückwies, manchen zum Lehrer. Eine Karikatur aus der Neuen Frankfurter Schule, die in seinem Büro hing, ist vielleicht ein Sinn-

bild für das, was man von Greven lernen konnte. Abgebildet war eine Gruppe diskutierender ‚kritischer‘ Theoretiker, die sich auf dem Rücken eines gigantischen Nashorns befand. Dieses mit ‚Kapitalismus‘ bezeichnete, Wut schnaubende Ungetüm walzte durch ein primitives Dorf, trieb dessen hilflose Bewohner vor sich her. Ohne auf den Boden zu blicken, wähten sich die ahnungslos diskutierenden Theoretiker auf der Höhe des Diskurses.

Die Karikatur war anders gemeint, doch sie lässt sich auf ein bestimmendes Motiv in Grevens Denken beziehen: die politikwissenschaftliche und politische Beschreibung, Deutung und Kritik der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Es entbehrt nicht einer traurigen Komik, dies ausgerechnet einem Politikwissenschaftler zu bescheinigen. Aber während sich in der zeitgenössischen Sozialwissenschaft die einen vor lauter „Methodenbudenzauber“ (Greven) und metatheoretischen Begriffszergliederungen nicht mehr zur sozialen Wirklichkeit vorwagen, verlieren die anderen durch ihren positivistisch verkürzten Tatsachenfetischismus den Sinn für das wirklich Mögliche. Gerade darum ging es ihm: die Beschreibung der Wirklichkeit *und* die Kritik der Wirklichkeit durch den Aufweis der in ihr angelegten Möglichkeiten. Ein Realist mit Phantasie.

Sein Realismus war inspiriert durch Max Webers „Wirklichkeitswissenschaft“ und C. Wright Mills „Sociological Imagination“. Portraits von Weber und Mills hingen bei seinem Schreibtisch, neben zahlreichen anderen, etwa von Theodor W. Adorno, Karl Mannheim, Arnold Gehlen oder Hannah Arendt. Wer durch vielsagende Blicke auf eines dieser Bilder vorschnell geistige Verwandtschaftslinien zeichnen wollte, wurde durch ein drohendes „Das sind keine Bekenntnisse!“ sofort ausgebremst. Die Nähe zu Weber und Mills hätte Greven aber wohl mit seiner Wendung von der ‚guten Gesellschaft‘ bedacht.

Im Gegensatz zu bestimmten Zweigen normativer Politischer Theorie war für Greven immer klar, dass eine wirklichkeitswissenschaftliche Politische Theorie den Begriff der Kontingenz nicht durch normative Vorentscheidungen diagnostisch halbieren darf. Auch totalitäre Herrschaft ist eine in der ‚politischen Gesellschaft‘ angelegte Möglichkeit. Die politikwissenschaftliche Phantasie muss auch die normativ betrüblichsten Möglichkeiten ins Auge fassen. Politisch wurde Greven im letzten Jahrzehnt vor diesem Hintergrund zusehends skeptischer: Das Ziel der Verwirklichung der Möglichkeit eines libertär-demokratischen Sozialismus trat gegenüber der Verteidigung von Bürgerrechten und Demokratie zurück, die ‚Erosion der Demokratie‘ und ihre Wandlung zu etwas Neuem erschienen ihm zuletzt immer wahrscheinlicher.

Sein Wirklichkeitssinn hatte oft etwas Verblüffendes. Der Rhetoriker Greven wusste um die Verfänglichkeit der Worte und Begriffe. In seinem Kolloquium galt die Regel: Wer einen Text vorstellen wollte, der musste ihn zunächst von einem anderen Mitglied präsentieren und kommentieren lassen, und dann der Kritik des gesamten Kolloquiums aussetzen. Jeder wollte der genaueste Leser sein, die Kritik des vorigen überbieten, die Begriffe ausmessen und auf ihre Konsistenz und Kohärenz prüfen.

Vor lauter Detailversessenheit ging dabei manchmal der Blick für die fundamentalen Entscheidungen und Wirklichkeitsbezüge verloren. Gerade diese konnte Greven so verblüffend deutlich machen, indem er zunächst darauf verwies, dass Begriffe sich nicht von selbst verstehen, sondern gewählt werden. Und dann zu bedenken gab, dass ein jeder Text nicht nur auf seine innere Konstruktions(un)logik hin zu prüfen ist, sondern ebenso im Hinblick auf seinen Wirklichkeitsbezug. „Nun zur Sache selbst“, das waren dann seine einleitenden Worte.

Hierfür trat er gedanklich einen Schritt zurück, warf einen Blick auf Sache und Text, der nicht ausgewiesene Voraussetzungen, verborgene Implikationen und wichtige Bezüge freilegte. Dann kam eine erhellende Unterscheidung, die mit virtuoser Vereinfachung vollzogen wurde. Schlagende Evidenz. Die manchmal allerdings auch Widerspruch und Kritik gleich mit erschlug, was er freilich nicht beabsichtigte. „Bemerkenswert, dass manche meinen, sich für Kritik entschuldigen zu müssen“, donnerte es aus seinem Munde, wenn eine zaghafte Kritik mit den heute üblichen Höflichkeitsfloskeln vorgebracht wurde.

Er wusste Pflichtbewusstsein und die Fähigkeit des Genießens miteinander zu verbinden. Gutachten wurden schnell geschrieben, Hausarbeiten zügig korrigiert, Prüfungen alsbald abgenommen. In seiner letzten, herzlichen E-Mail an den Kreis seiner Doktoranden („Euer alter Greven“) beschwerte er sich über – wie immer – viel zu spät eingereichte Papiere für das kommende Kolloquium. Er hatte sie trotzdem – wie immer – alle gelesen. Und das trotz der Maxime: „Abends wird nicht gearbeitet.“ Sondern gut gegessen, lebhaft diskutiert, Rotwein getrunken. Askese war ihm suspekt.

Sein Computer erschien ganz winzig, wenn er davor saß und mit wenigen Fingern in die Tastatur wummerte. Aber wie feinfühlig konnte er sein. Seine Offenheit konnte im ersten Moment entzünden und ein wenig sprachlos machen, manchmal auch schonungslos sein. Für ihn und für andere. Wer sich im Gegenzug ihm ebenso öffnete, die Masken des Alltags abstreifte, der konnte sehr persönliche Gespräche und Momente mit ihm erleben.

So wie auf das unberechenbare Widerwort und den polemischen Seitenhieb, das merkte man dann sehr bald, konnte man auf Grevens Verbundenheit zählen. Auch deshalb war der Begriff ‚Doktorvater‘ im Eckbüro, das sich von Teppich bis Mobiliar allen Renovierungsversuchen bis zuletzt standhaft widersetzte, noch kein akademischer Archaismus. Er stellte keine emotionalen Ansprüche, konnte aber heimlich traurig sein, wenn seine eigene Verbundenheit nicht erwidert wurde; ebenso sehr dankbar war er im umgekehrten Fall, auch dann oft still. Als Greven einmal während eines hochschulpolitischen Konflikts nach einer auswärtigen Tagung am Wochenende in das menschenleere Institut zurückkehrte, stand er, bewegt, vor einem Plakat, das die Solidarität der verfassten Studierendenschaft mit ihm demonstrierte. Erfahren von seiner Rührung haben die Studierenden sicherlich nicht.

Michael Th. Greven war ein faszinierender politischer Intellektueller und eine prägende Persönlichkeit. Auch wenn die Institution Universität von rationalisierter Forschungs- und Lehrarbeit lebt, so lassen sich Persönlichkeit und ‚Geist‘ nicht durch Managementtechniken und ‚Exzellenzinitiativen‘ erzeugen. Greven verkörperte etwas, das als in der institutionellen Wirklichkeit der Universität angelegte Möglichkeit immer schwerer aufweisbar wird. Sein Tod hinterlässt eine Lücke, über die die Routinen des Alltags nur schwer eine Brücke bauen werden. Vielleicht aber kann die Erinnerung an ihn und an sein politisches Denken zum Ausgangspunkt eines Sinnes für wirklich Mögliches werden.

Das ‚Elefantenbild‘: Es hing, etwas versteckt, gleich links neben der Eingangstür zu seinem Büro, lauter Elefanten, dazu, sehr klein der Text über „Herrn K.s Lieblingstier“.

„Als Herr K. gefragt wurde, welches Tier er vor allen schätze, nannte er den Elefanten und begründete dies so:

Der Elefant vereint List mit Stärke. Das ist nicht die kümmerliche List, die ausreicht, einer Nachstellung zu entgehen oder ein Essen zu ergattern, indem man nicht auffällt, sondern die List, welcher die Stärke für große Unternehmungen zur Verfügung steht. Wo dieses Tier war, führt es eine breite Spur. Dennoch ist es gutmütig, es versteht Spaß. Es ist ein guter Freund, wie es ein guter Feind ist. Sehr groß und schwer, ist es doch auch sehr schnell. Sein Rüssel führt einem enormen Körper auch die kleinsten Speisen zu, auch Nüsse. Seine Ohren sind verstellbar: Er hört nur, was ihm passt. Er wird auch sehr alt. Er ist auch gesellig, und dies nicht nur zu Elefanten. Überall ist er sowohl beliebt als auch gefürchtet. Eine gewisse Komik macht es möglich, dass er sogar verehrt werden kann. Er hat eine dicke Haut, darin zerbrechen die Messer; aber sein Gemüt ist zart. Er kann traurig werden. Er kann zornig werden. Er tanzt gern. Er stirbt im Dickicht. Er liebt Kinder und andere kleine Tiere. Er ist grau und fällt nur durch seine Masse auf. Er ist nicht essbar. Er kann gut arbeiten. Er trinkt gern und wird fröhlich. Er tut etwas für die Kunst: Er liefert Elfenbein.“ (Brecht: Geschichten vom Herrn Keuner)

Einzig: Er starb nicht im Dickicht. Und er wurde nicht sehr alt. Wir vermissen ihn.